

Kerven | tao | Verdächtige Nichtpräsenz * Terence | tao | So klug, dass es klingelt * Saskia Mähler | Dietmar Dath | Unfertige Idee * A. H. Louie | Beziehungsexperte *
* Georg Greiner | Besitzer und Geschäftsführer des Comiclads Superdoppelduper * Dietmar Dath | Natalie Merchant | Amerikanische Sängerin * Oyewusi |
Shoichi Toyabe | Entdecker ungeheurerlicher Dinge * Takahiro Sagawa | Noch so ein Entdecker * Hossein | Embryonenexperte * Ruth Barcan Marcus | Logikerin * David Hume
Versicherungsmathematiker und Selbstbetrüger, den kaum Schuld trifft * Ruth G. Millikan | Bioseantikerin * Ananke | Göttin mit Spindel * Maria | Freundin * Cassandra
| Aufklärer | Walter Dath | Gut im Mühllespielen * Ruth G. Millikan | Bioseantikerin * Ananke | Göttin mit Spindel * Maria | Freundin * Cassandra
Meller | Konstantin im Kopf * Cordula Späth | Musikmaus * Maj-Britt | Weitgehend unschuldig und von Michael Moorcock für ein anderes Buch
erfunden * Tilly | Wissenschaftlerin, glaubt aber an Ufos * Clemens J. Setz | Souffleur * Whisky und Whiskey | Zwei überwiegend gute Geister

Dietmar Dath

Gentzen oder: Betrunken aufräumen

Kalkülroman

Leseprobe



Dietmar Dath

Gentzen oder: Betrunken aufräumen

Kalkülroman

*

Es gibt kein Chaos.
Hans Heinz Holz (1997)

≈

»Es ist so wichtig, dass es Dietmar Dath überhaupt gibt und dass er schreibt, wie er schreibt: Er will das Denken nicht ersparen, sondern in Gang setzen.« — Thomas Lindemann, *Die Welt*

≈

»Ihn zu lesen, heißt: In die grelle Sonne zu blicken.«
— Iris Radisch, *DIE ZEIT*

≈

»Dietmar Dath ist ein Spieler, ein so eigensinniger wie flexibler Gedankenexperimentator, der keine Berührungängste auch vor fragwürdigsten Ideen kennt, die zu prüfen sich aber vielleicht lohnt.« — Thomas Anz, *FAZ*

≈

»Dietmar Dath bildet ein eigenes Universum in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Ein Schnelldenker, Schnellschreiber und Vielschreiber mit einem nahezu unüberschaubaren Fundus an Wissen und Interessen.« — Christoph Schröder, *SZ*

≈

Jede Negation hat eine Aura von Langweile.
Peter Hacks (1998)

*Computers aren't the thing. They're
the thing that gets us to the thing.*
Joe MacMillan (1983)

*

*Für Maria
und alle Nomonautinnen*

WER HIER LEBT

Gerhard Gentzen | Deutsches Genie * Susan Akrofi | Verlassene
* Amtspersonen | Ziemliche Unmenschen, leider * Der Verschwendene | Angeblich Forscher * Frank Schirmmacher | Mit-herausgeber einer Zeitung * Benjamin Diehl | Sohn verarschter Eltern * Laura Giarizzo | Biologin * Jan Imhof | Programmierer
* Jan Arrah | Ein ganz anderer Jan als Jan Imhof, in einem ganz anderen Problem daheim * Jan von Plato | Noch ein anderer Jan, fleißig und klug wie die beiden übrigen * Xiaowei | Klontechniker * Namenlos | Total verkehrtes Leben * Edsger W. Dijkstra | Schutzpatron * Vera Ulitz | Schwer auffindbar nach den Wirren * Jeff Bezos | Geldheini * Jonas | Ein Mann, der eine Frau und einen Mann liebt * Michael Biehlau | Deutscher Soldat und depressiver Kriegsverbrecher * Shvaughn Erin | Polizistin * Rima Abadi | Junge Frau an der Brezeltheke * Constance Griffith

| Amerikanische Informatikerin und Pädagogin * Kerim Balbay
| Deutscher Ingenieur mit türkischen Großeltern * Kerims
Schwester | Journalistin * Gregory Chaitin | Algorithmenmaus
* Elektrizitas Pulsipher | Anfang einer Religion * Lady Gaga |
Amerikanische Sängerin * Eva Papachristou | Hirnexpertin *
Eine schiefe Tante | Sehr seltsam * Bettina | Für die Internati-
onale unterwegs * Doris Achelwilm | Kritikerin * Felix Haus-
dorff | Ein anderes deutsches Genie * Kerven Tau | Verdächtige
Nichtpräsenz * Terence Tao | So klug, dass es klingelt * Saskia
Mähler | Studentin der Filmwissenschaften und tolle Kamera-
frau * Georg Greiner | Besitzer und Geschäftsführer des Comic-
ladens Superdoppelduper * Dietmar Dath | Unfertige Idee *
A. H. Louie | Beziehungsexperte * Shoichi Toyabe | Entdecker
ungeheuerlicher Dinge * Takahiro Sagawa | Noch so ein Entde-
cker * Natalie Merchant | Amerikanische Sängerin * Oyewusi
| Versicherungsmathematiker und Selbstbetrüger, den kaum
Schuld trifft * Hossein | Embryonenexperte * Ruth Barcan
Marcus | Logikerin * David Hume | Aufklärer * Walter Dath |
Gut im Mühlespielen * Ruth G. Millikan | Biosemantikerin *
Ananke | Göttin mit Spindel * Maria | Freundin * Cassandra
Meller | Kompletzt klar im Kopf * Cordula Späth | Musikmaus *
Maj-Britt | Weitgehend unschuldig und von Michael Moorcock
für ein anderes Buch erfunden * Tina | Wissenschaftlerin,
glaubt aber an Ufos * Clemens J. Setz | Souffleur * Whisky und
Whiskey | Zwei überwiegend gute Geister

*Verschiedene Namen bezeichnen nicht zwingend verschiedene
Personen.*

*Vollständigkeit ist weder versprochen noch angestrebt. Die Reihen-
folge und überhaupt die Entscheidung über An- und Abwesenheit
von Namen im Buch in dieser Liste folgt der geheimen privaten
Geschichte, deren öffentliche, durch gestaltende Eingriffe in eine
erzählbare Chronologie gebrachte Fassung das Buch ist.*

1 | Schmerz und Programm

Er isst nicht genug. Diejenigen, die ihn eingesperrt haben und be-
wachen, geben ihm kaum Essbares und nur sehr wenig Wasser.
Die Arbeit, zu der sie ihn zwingen wollen, kann er nicht länger
tun. Appetit hat er keinen mehr, aber immer schlimmeren Hun-
ger. Er versteht genug von sich und seinen Zuständen, um Appe-
tit und Hunger zu unterscheiden, weil er klug ist. Diese Klugheit
nützt ihm aber nichts. Er weiß seit Tagen, dass er an seinem Hun-
ger wird sterben müssen.

Der Magen tut ihm weh. Er spürt, wie seine Glieder schwächer
werden. Oft ist ihm übel. Er weiß, dass das, wie die medizinische
Wissenschaft sagt, von periodisch-tonischen Kontraktionen des
leeren Magens kommt. Er friert manchmal, dann ist ihm wieder
fiebrig heiß. Die grob gemauerte Wand, auf die er seine gesunde
Hand legt, ist kalt und feucht. Diese Kühle beruhigt ihn. Beruhi-
gung aber schadet ihm. Auch das weiß er. Die Kühle ist blau wie
kupfernes Erz, das er einmal in der Hand gehalten hat, vor Jahren.
Sinne und Sinn des Gefangenen blühen ineinander wie Träume
oder verkettete Lügen.

Das Eisenblau, das dem Gefangenen vor Augen steht wie ein
übergroßes Straßenschild, sieht müde aus. Das schwache Licht,
das es blau macht, verbietet ihm den Schlaf. Dieses Licht ist böses
Flüstern, von weit draußen her, durch alle Mauern. Es kommt aus
dem Weltall. Dort ist es ein Brüllen. Da sind Sonnen und Ringe
aus Gas, junge Feuer und alte. Sie alle spürt und sieht und hört der
Gefangene hier, wenn auch nur als Gerücht und Echo der in sich
selbst verdrehten Wahrnehmung von anderen Wahrnehmungen
anderer Intelligenzen im Kosmos. Sie sind nicht menschlich, das
macht nichts. Der Gefangene ist gewohnt, dass das, was zu ihm
spricht, nicht menschlich ist.

Ein sumpfiger Planet spuckt Metalle ins All. Meine Brille weint

deinen Tee. Ein Tieranatom streichelt nachdenklich die Schwungfedern des Eichelhähers.

Ein Fuchsblick blinkt wie ein Licht am Computer.

Das Ganze, die Stimmen, die Farben, die Überlegungen, könnte beginnender Wahnsinn sein, diese frierende und übernachtigte Wissensungeduld, die sogar Temperaturen sehen zu müssen meint. Oder es ist die Synästhesie eines Verstandes, der mit allen Mitteln darum kämpft, nicht zu zerfallen. Wahrscheinlich beides.

Obwohl man ihm fast alles Werkzeug seiner Forschung weggenommen hat, sieht der Gefangene sich noch als Wissenschaftler. Er kennt nicht nur sein Fach, sondern auch andere Wissenschaften. Seine eigene stellt ihre Versuche in seinem Kopf an, in anderen Köpfen und auf Papier, demnächst in Maschinen. Eine andere Wissenschaft dagegen, die ihm sagt, was mit seinem Körper passiert, unternimmt ihre Versuche lieber mit Hunden, auch mit Kaninchen, mit Meerschweinchen und Ratten. Manche der Forscher, denen der Hungerige sein Wissen über Hunger verdankt, haben auch an sich selbst experimentiert. Gestorben sind sie nicht, die Tiere, die sie zwangen, wie Menschen zu fasten, manchmal schon.

Der Hungerige weiß von den Beobachtungen der Forscher her, dass einen Menschen der Hungertod, wenn man eine bescheidene Wasserversorgung voraussetzt, in siebzehn bis sechsundsiebzig Tagen ereilt. Wann genau das geschieht, hängt unter anderem von der Menge Fett ab, die im Leib zu Beginn der Hungerzeit vorhanden ist.

Was dem Gefangenen fehlt wie allen Hungernden, ist ATP, Adenosintriphosphat, der Energieträger allen irdischen Lebens. Am Anfang der Qual verlor der Mann weniger als zwei Wochen lang bis zu einem Kilogramm Biomasse am Tag. Inzwischen sind es noch zwei- bis dreihundert Gramm täglich. Alles in ihm hat sich verlangsamt, selbst das Sterben.

Fortwährend freilich büßt er Proteine ein, die ersten Organe beginnen bereits zu versagen. Seinem Fettgewebe gehen mehr

und mehr Triglyzeride ab. Wenigstens sein Hirn und seine Nerven erleiden bis jetzt keinen messbaren Gewichtsverlust. Der Körper tut für sie, was er kann. Der Gefangene ist dankbar dafür, vom Hirn hat er, so lang er denken kann, gelebt.

Glukose und Ketonkörper werden dem Organ, das denkt, so weit noch möglich zugeführt. Der Körper hält das, wie der Geist, für die Hauptsache. Aber der Herzmuskel schwächelt. Leber und Nieren verabschieden sich, schlechter Blutdruck begünstigt Hungerödeme.

Das Immunsystem versagt.

Hunde, weiß der Gefangene, sterben spätestens nach achtunddreißig Tagen, Katzen nach zwanzig, Kaninchen nach fünfzehn, Meerschweinchen nach acht, Ratten nach zwei bis drei.

Der Gefangene verdankt anderen Wissenschaftlern und Technikern so viel Wissen, dass er noch immer staunt, wenn er dran denkt. Andere wiederum verdanken ihm mehr.

Er hat mit Leuten, die das können, was er kann, nur schlechter, sehr weitgehend geklärt, wie sich gewisse wichtige Voraussetzungen und Regeln für Verknüpfungen von wahren Sätzen zueinander verhalten. Wäre diese Arbeit nicht getan worden, so wüsste man zum Beispiel nicht genau, wie und warum man rechnen kann; kaum genau genug jedenfalls, um diese Arbeit, das Rechnen, den Maschinen zu übergeben, die sie bald leisten werden.

Was dem Kopf des Gefangenen entsprungen ist, wird helfen, Computer zu programmieren. Von denen weiß er nichts, es gibt noch keine. Er weiß von Beweisen.

In einem wichtigen ästhetischen, einem ethischen und sogar einem gewissen wissenschaftlichen Sinn ist die bestmögliche Überprüfung eines Computerprogramms formal gesehen der Beweis eines mathematischen Satzes.

Dass du mit Wasser und Strom versorgt wirst, dass der Verkehr in deiner Stadt fließt, dass die Atomraketen, die auf deine Gegend zielen, und die Atomraketen, deren Silos in deiner Gegend unter-

gebracht sind, nicht ohne Grund losfliegen, dass das System, in dessen Rahmen man alles Mögliche, was gebraucht wird, andauernd kauft und verkauft, nicht kollabiert: Diese Umstände stellen Programme sicher, von denen man ohne die sehr riskante Probe, die man Wirklichkeit nennt, nicht unbedingt wüsste, ob, wie und warum sie das alles überhaupt zur menschlichen Zufriedenheit tun können.

Sind es die richtigen Programme? Sind ihre von Menschen entwickelten Zweckbestimmungen korrekt? Ist das, was sie tun sollen, das Gute? Man kann's nur hoffen. Aber es gibt eine genauso wichtige Frage, die sich leichter klären lässt als die Frage, ob das, was sie tun sollen, gut ist, nämlich die Frage, ob sie das gut tun, was sie tun sollen. Das lässt sich ohne Test in der Wirklichkeit, rein im Kopf, auf Papier oder in einem Rechner überprüfen, seit der Gefangene und andere wie er ihre Arbeit getan haben. Die Sache hat mehrere Namen, einer ist »Curry-Howard-Lambek-Korrespondenz«, nämlich eine Entsprechung zwischen »Typen« (Bestandteilen gewisser Programmiersprachen), Aussagen (in der Logik) und Objekten eines definierten mathematischen Kosmos, einer »Kategorie«. Man kann die Typen als Sätze behandeln und Ausdrücke, die dies oder das in den Rechner setzen, als Beweise der Aussage, die zu den Typen gehören, oder umgekehrt.

Ohne Leute wie Haskell Curry, William Alvin Howard, Joachim Lambek, ohne Leute wie Kurt Gödel, Alan Turing oder den Gefangenen dürften du und ich und all diejenigen, die später leben als er, den Maschinen in einem sehr grundsätzlichen Sinn eigentlich nicht vertrauen, mit denen wir arbeiten, Handel treiben, Forschung, Politik und Kunst, mit denen wir Meinungen machen und sie verbreiten.

An einer davon schreibe ich, was du jetzt liest.

Vom Gefangenen, von seinem Tod und von seiner Arbeit wissen die meisten unter uns in unserer so stark von Computern abhängigen Gesellschaft nichts. Wenn man uns Nachgeborenen sagt,

dass es da eine Geschichte zu erzählen gibt, davon, wie längst Verstorbene diesen Mann gequält und getötet haben, wenn man uns erzählt, dass es einen anderen gab, der ähnlich wichtig für uns bleibt und dem ebenfalls Grauenhaftes angetan wurde, und dass es weitere gab, nicht nur Männer, viele Menschen, die uns leichteres, wahreres, schöneres und schlimmeres Handeln, besseres Forschen, andere Kunst und Politik ermöglicht haben, dann verstehen wir diese Geschichten nicht.

Sie sind uns zu voraussetzungsreich, historisch wie sachlich.

1. Historisch: Der Gefangene ist in seine tödliche Lage geraten, weil einige unserer Vorfahren, zu denen er gehörte, unfassbare Scheiße im Kopf hatten. Diese Scheiße handelte von »Deutschlands Größe«, von der »arischen Rasse« und anderen in der Sache völlig uninteressanten und absolut unfruchtbaren, aber schwerst giftigen Ideen. Der Gefangene glaubte nicht übertrieben innig an dergleichen. Er widersetzte sich dem Zeug aber auch nicht stärker als die meisten seiner Landsleute. Er trat sogar in einen Verein von Arschlöchern namens Sturmabteilung ein, abgekürzt SA, weil er sich selbst einredete, dass man in »Deutschlands Größe« wohl gar nicht mehr zum Rechnen, Denken, Arbeiten kommen würde, wenn man nicht einem Arschlochverein angehörte, der die genannten Wahnideen mit Gewalt gegen zusehends Wehrlose propagierte. Die Scheiße, die jene Vorfahren glaubten, und die Scheiße, die sie anrichteten, genügte, so idiotisch undurchdacht sie war, für einen Weltkrieg und millionenfachen Mord.

Über diesen Zusammenhang kann man inzwischen ohne die Befangenheit reden, in der sich unsere überlebenden Vorfahren noch ein paar Jahre lang moralisch wanden, als die Katastrophe unmittelbar hinter ihnen lag. Es gibt heute, jetzt, hier, da ich dies schreibe, in dem Land, wo all das ausgebrütet wurde, immerhin eine Art Kultur, in der man das Gespräch darüber führt. Menschen machen ernste Gesichter und langweilen sich dabei zumindest nicht offen.

2. Sachlich: Fängt man unter kultivierten Personen, sagen wir: im Seminarraum an der Akademie oder auf dem Gang im vierten Stock bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, damit an, von der Arbeit des Gefangenen zu reden, gähnen die ersten bald. Die Ehrlicheren sagen, das sei alles zu schwierig, auch zu abstrakt. Es geht so zu: »Du musst mir schon sagen, wie das jetzt genau mit den Computern zusammenhängt, damit mich das beeindruckt. Und du musst es sagen ohne Sätze wie: ›Ein algorithmischer Befehl ist eine Aussage, und im Kontext eines Programms steht jede derartige Aussage für die Absicht, eine bestimmte mathematische Konstruktion durchzuführen, die den entsprechenden Zweckbedingungen genügen soll, derart, dass die Überprüfung, ob der Satz hält, die Frage nach der Möglichkeit der Verwirklichung der betreffenden Konstruktion ist, damit eine Beweisanforderung, weshalb man die Überprüfung des jeweiligen Computerprogramms leicht leisten kann, wenn man weiß, wie man diese Art Beweis formalisieren kann.« Du solltest auch auf Feststellungen verzichten wie: ›Wer Verfahren entwickelt, um Sätze zu beweisen, entwickelt damit immer zugleich Verfahren, die Leistung gewisser Programme zu prüfen, ohne sie ablaufen lassen zu müssen.« Wenn du so was sagst, bist du mich los. Erkläre mir das Thema ohne Worte, Gedanken und Satzkonstruktionen, die ich nicht kenne.«

Ein altes Dilemma: »Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass.«

Das kann ich nicht.

Will ich stattdessen von der Tragödie erzählen, die in dem Abstand zwischen der historischen und der sachlichen Dimension ächzt, sagen fast alle, die ich darauf anspreche, Sachen der Art: »Um eine Tragödie zu erzählen, brauchst du eine richtig große menschliche Geschichte. Zur richtig großen Geschichte fehlt bei dem abstrakten Kram, den du da vorbringst, die Anschaulichkeit. Wo sind da Konflikte zwischen menschlichen Herzen? Die braucht man für das echte Drama, den richtigen Roman. Mach's lieber als Essay, wenn dich so sehr interessiert, was der Gefangene

gedacht hat. Denk dich halt rein in diese Gedanken, und vielleicht in die historischen Umstände, wenn du sie so wichtig findest. Du kannst sie mit dem Inhaltszeug ja irgendwie verflechten.«

»Abseitig«, sagt man mir, sei der Stoff, »verstiegen« das Thema.

So reden die Wohlmeinenden. Andere werden grob.

Mit »abseitig« meinen die Wohlmeinenden: Das, worum es hier geht, passiert am Rand dessen, was uns interessiert. Es stimmt. Wie stehen denn die meisten zu Wissenschaft und Technik, wenn sie nicht beruflich auf diesen Feldern beschäftigt sind? Wir schmarotzen blind und taub an nackten Resultaten. Wie man zu denen kommt, ist uns, sind wir ehrlich, egal.

Mit »verstiegen« meinen die Wohlmeinenden: Da wollen wir auch gar nicht hochklettern. Die Gipfel dessen, was der Kopf bauen kann, erschrecken uns. Im Schlamm ist es wärmer. Wir sind nicht so dumm, wie das klingt.

Wir sind nur unfassbar verdorben.

Der Gefangene zittert beim Sterben. Er ist schwer erkältet. Eine seiner Hände kann er nicht mehr richtig bewegen. Sie ist zerbrochen, als man einen Stein dagegen warf. Der Werfer war ein Idiot. Davon gibt's immer überall sehr viele.

Der spezielle Idiot mit dem Stein fühlt sich beim Werfen im Recht, weil Leute, die so sprechen wie der Gefangene, einen Ausrottungskrieg gegen Leute geführt haben, die so sprechen wie der Steinwerfer. Der Mann, der vor Hunger stirbt, ist kein Idiot.

Seine Geschichte lässt sich als Krimi erzählen. Er selbst hat etwas Ähnliches geschrieben, nicht über sein Leben, aber über seine Arbeit. Der genaue Wortlaut der betreffenden Notiz von seiner Hand bezieht sich auf ein Buch, das zu schreiben er sich vorgenommen hatte: »Spannend wie ein Kriminalroman!« Das Ausrufezeichen gehört dazu. Es ist rührend.

Vieles, was seine Arbeit und sein Leben war, gerät in der Zeit zwischen seinem Hungertod und der ersten Ära der computeri-

sierten Gesellschaft in Vergessenheit, einiges in den Keller, anderes auf Dachböden.

Das ist die Tragödie: Anstatt sein Buch – spannend wie ein Kriminalroman – zu schreiben, das der Gefangene im Frühjahr und Sommer 1939 plante, musste er im September seinen Dienst bei der Wehrmacht antreten. Für Verbrecher und Verrückte wurde er Krieger. Das hielt er nicht lang aus. 1942 brach er seelisch zusammen.

Leute, die seine Arbeit verstehen, sagen, danach habe er nichts mehr vollendet, das seinem Niveau gerecht wurde. Das heißt nicht, dass er überhaupt nicht mehr gearbeitet hat. 1945, in dem Jahr, in dem er hungert, bis er stirbt, ist er fünfunddreißig Jahre alt.

Zwei Mappen, »dünn« nach Auskunft des besten Kenners seiner Arbeit, eines holländischen Gelehrten mit dem schönen Namen Jan von Plato, fand man 1984.

Die Mappen enthalten Notizen aus den Jahren 1931 bis 1944.

Den Kriminalroman hat niemand zusammensetzen können. Das Buch, das hier gerade anfängt, das Buch, das ich schreibe und das du jetzt liest, ist keiner.

In den Stoff und ins Thema geraten bin ich allerdings ganz so, wie in einigen Kriminalromanen ein Ermittler in einen Fall gezogen wird, nämlich unvorbereitet.

Es geschah auf einem Treffen am Zentrum für Kunst und Medien, ZKM, in Karlsruhe, einer Gedenkveranstaltung für den österreichischen Mathematiker Kurt Gödel. Dieser Mann hat auf dem Forschungsfeld, dem der Gefangene bis zu seinem Tod diente, Ergebnisse erarbeitet, die vieles ermöglicht, vieles gesperrt, vieles befreit, aber auch vieles verschlossen haben. Gerüchte von der Epochenwende, die damit eingeleitet war, raunt unsere dergestalt zur Welt gekommene Epoche bis heute in ihren Wissenschaften, ihrer Philosophie, sogar in ihrer Popkultur.

Die Veranstaltung zu Ehren Gödels in Karlsruhe fand am Sonntag, dem 6. Oktober des Jahres 2002 statt.

Ich hatte das Glück und die Ehre, einen der wenigen geistigen Erben Gödels kennenzulernen, den Amerikaner Gregory Chaitin, Schöpfer der von ihm selbst so getauften »Algorithmischen Informationstheorie«. Am Rand der Tagung durfte ich außerdem die Bekanntschaft eines anderen Informatikers und Mathematikers machen, der mir davon erzählte, wie Gödel zu seinen berühmten Beweisen der Existenz einer notwendigen, also unausweichlichen Klemme für alle formalen Denk- und Schlussysteme gelangt war.

Dabei erfuhr ich erstmals, was es mit einem Deutschen auf sich hatte, von dem Gödel gesagt haben soll, er halte jenen für einen besseren Logiker als sich selbst. Dieser Deutsche war der Mann, der im Prager Gefängnis verhungert ist. Ich dachte: Das will ich genauer wissen.

Ich erzählte meinem damaligen Chef Frank Schirrmacher davon. Er war seinerzeit der fürs Feuilleton zuständige Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und hörte sich die Sache an. Als ich fertig war, sagte er: »Schreiben Sie das so! Schreiben Sie auch das mit dem Krieg und dem Tod! Schreiben Sie's mit dem Titel: Ein deutsches Genie verhungert im tschechischen Knast.«

Mein Chef wollte das in der Zeitung sehen, die er mitherausgab.

Er ist jetzt eine Weile tot. Ich werde nie wissen, was er zu diesem Buch sagen würde.

»Schreiben Sie das so«?

Ich schreibe es völlig anders, als er wohl wollte.

Alles, was dazugehört, kommt zwar vor, auch der Mann, der gesagt hat, ich sollte es »so« schreiben. Aber. Aber? Aber: Wie lautet der unheimlichste Satz in den Notizen des Gefangenen?

»Hier nur noch einiges vielleicht Verwendbare.«

(...)

11 | Wie sich das anfühlt, wenn ein Mensch weg ist

*Somebody got murdered
Goodbye, for keeps, forever
The Clash (1980)*

Man soll nicht aufschreiben, was der Verschwundene gesucht hat. Man soll es erst recht nicht vorlesen. Sonst wird möglich, dass jemand so etwas nicht nur liest oder hört, sondern auch noch versteht. Und was passiert dann? Kettenreaktion, Flächenbrand, Sturzflut? Feuer, Wasser? Ich habe keine Bilder dafür, die passen.

Es gibt Wahrheiten, die sind so eisig, dass der Verstand an ihnen zerreißt wie biologisches Gewebe, das einen allzu kühlen Stoff berührt: extrem schnelle Nekrose; man kommt kaum zum Blinzeln.

Das Bild habe ich von Susan, der Verlassenen: »Man kommt kaum zum Blinzeln.«

Sie sagt das, wenn sie Laura, Jan und mir begreiflich machen will, was ihr passiert ist.

Nicht ihr allein – ihr und dem Mann, den es gegeben haben soll: »Da war also diese Wiese«, sagt sie, »und alles lebendig. Licht in der Luft, Atem, Summen. Eine kleine Pelzbiene, das ist ... nicht ganz dasselbe wie eine Hummel. Die Pelzbiene krabbelt am Rand der Kühlbox lang, mit ihrem gelben Gesicht. Sie lieben ja solche Gegenden, diese Pelzbienen, Waldlichtungen, alles, wo sie in Ästen ihren Nachwuchs ausbrüten können. Ich hab' sie mir ganz genau angeschaut, die Biene, die Flügel, eine Farbe wie bei getönten Brillen. Und einen Zitronenfalter habe ich auch gesehen. Und da habe ich überlegt, Zitrone, richtig, ich hätte jetzt gern einen Schluck von diesem Saft, den wir immer mitgenommen haben für diese kleinen Ausflüge hinters Haus. Einen Schluck von dieser Mischung aus Birne, Mango und Minze, kalt gepresst. Oben die riesige Sonne, viel größer, als sie eigentlich sein sollte. Ein Sommer

wie wie ein ganz langsamer Faustschlag in den Nacken. Und mein Freund lag auf dem Rücken im Gras. Das hatten sie schon abgemäht, da standen aber noch ein paar Büschel Waldhirse raus, und bei den Bäumen gab's eine niedrige Wand aus Flatterbinse. Er lag da, die Augen geschlossen. Hat von der Arbeit erzählt, wie immer. Er ist das alles nochmal halblaut durchgegangen, ganz von vorne. Ich dachte, ja, das macht er jetzt mehr für sich als für mich. Aber dann ... stimmt es eben nicht, auch das geht nicht auf, wie das meiste. Er hat es für die Sache gemacht, oder für die Wunde im Ganzen, oder damit er die Wunde ... werden konnte. Die Verletzung. Es geht auf, dann ist es weg. Das war die These. Was aufgeht, ist weg, man braucht es nicht mehr. Er wollte aufgehen in seiner Idee, aber dass er weg ist, bedeutet, dass er fehlt. War ihm das bis ins ... Letzte klar? Ich denk' oft, er hatte gar kein anderes Ziel, und höre ihn reden: »Du hast also ein paar Aussagen, eine Sammlung von Axiomen, nicht zu groß, und dann ein Verzeichnis von Schlussregeln, wie du zu neuen Propositionen kommst, neuen Sätzen, über Operationen an den Axiomen. So, und jetzt das Entscheidende: Eine Beweiskette, das soll per definitionem eine endliche Kette von Propositionen sein, bei denen jede entweder ein Axiom ist oder ein Satz, der aus Axiomen folgt. Und ein Satz, im Sinne von Lehrsatz, zum Beispiel im Anwendungsfall als Naturgesetz jenseits jeder Empirie, sagen wir, der Satz des Pythagoras, das ist dann definiert als das Ende einer solchen Beweiskette, und die Menge derartiger Sätze nenne ich von den Axiomen axiomatisiert. Dann fragt sich aber: Was, wenn so eine Beweiskette auf einmal in einem Satz endet, der auch ohne Bezug auf die Axiome trivial wahr ist? In einem, bei dem man die Kette rekursiv wegekürzen kann, wenn man ihn genau anguckt, weil er einfach analytisch wahr ist, einem, den ich zwar ohne die Kette nicht gefunden hätte, der diese Kette aber nicht braucht – das ist nicht vorgesehen, ich weiß. Aber so, wie man eine Leiter irgendwo hochsteigt und sie dann nach oben holt, sodass man sie von unten nicht mehr sehen kann, das gibt's doch auch, nicht? Was sind das dann für Wahrhei-

ten, sind das welche, die wahrer sind als alle auf die Axiome angewiesenen? Was heißt das, wenn man durchs Beweisen hindurch die Beweisnotwendigkeit loswerden kann, wie ein Schmetterling den Kokon, in den er sich als Raupe eingesponnen hat?« So sagt er das zu mir. Und ich denke mir da, er hat wohl auch den Zitronenfalter gesehen, daher die Idee mit dem Schmetterling. Das dachte ich damals wie durch einen Nebel, einen warmen ... diese herrliche, angenehme, alles durchdringende Müdigkeit, wenn man sich wahnsinnig wohl fühlt, diese Müdigkeit, die wahrscheinlich einfach Glück heißt, man ist einfach glücklich«, sagt Susan, »das war ich, und zwar, wie es so schön heißt, wunschlos. Ich hatte plötzlich keinen Durst mehr, überhaupt kein Bedürfnis nach irgendwas, weil ich dachte, wir sind hier, wir sind zusammen, wir sehen dieselben Schmetterlinge. Ich denke an Zitronen und er an Beweise, aber wir teilen den Moment, egal, was wir denken, da dachte ich, nein, ich muss gar nichts trinken: Birne, Mango, Minze, wozu, das ist viel wichtiger, dieser Moment. Ich hab' mich also rückwärts ins Gras sinken lassen, die Augen zugemacht, und mit der Hand habe ich vorsichtig nach seiner Hand gegriffen. Aber dann war die nicht da. Und ich fing an, ihn zu suchen. Erst nur tastend, vielleicht hatte ich ja den Abstand unterschätzt, dann verstört, dann gereizt, was macht er denn für Witze, wieso dreht er sich weg? Kopf in seine Richtung, nichts, und ich habe mich aufgerichtet, da war er fort. Das ist so schnell passiert, also, es gibt diese Momente, da ändert sich das ganze Leben, und so plötzlich, man kommt kaum zum Blinzeln. Es ist un... man kann es gar nicht sagen, wie sich das anfühlt, wenn ein Mensch weg ist, den man ... na ja.«

Susan Akrofi, die Verlassene, hat mir einen Notizblock von der Firma Brunnen übergeben.

Achtzig Blatt kariertes, chlorfrei gebleichtes Papier. Nur die erste Seite ist beschrieben, von Hand, in einer Schrift, die meine sein könnte.

Susan sagt, ich hätte das Papierdings irgendwann einmal dem

Mann gegeben, der nicht mehr da ist, damit er mir darin ein paar Stufen seiner Suche notiert, für das Buch, von dem sie behauptet, ich sei damit beschäftigt gewesen, es zu schreiben.

Ich weiß nichts von diesem angeblichen Buch, das ich da schreiben sollte. Ich habe auch das Zitat nicht erkannt, das auf dem karierten Papier steht, als sie es mir vorlegte:

Die Widerspruchsfreiheit von Geometrien pflegt man durch Zurückführung auf ein arithmetisches Modell zu beweisen. Die Widerspruchsfreiheit der Arithmetik wird also hierbei vorausgesetzt. In ähnlicher Weise lassen sich einige Teile der Arithmetik auf andere abbilden, z. B. die Theorie der komplexen Zahlen auf die der reellen Zahlen. Es bleibt letztlich die Widerspruchsfreiheit der Theorie der natürlichen Zahlen (reine Zahlentheorie) und der Theorie der reellen Zahlen (Analysis), die jene als Teil enthält, zu beweisen; sowie schließlich der Mengenlehre, soweit diese widerspruchsfrei ist. Diese Aufgabe ist eine grundsätzlich andere und schwierigere als die erwähnten Zurückführungen durch Abbildung der Gegenstände einer Theorie auf die Gegenstände einer anderen Theorie.

Was ist das? Wohin gehört das?

(...)

34 | Mülltrennung

Es lässt sich mathematisch nachweisen, dass es einen wechselseitigen Zusammenhang zwischen den Anteilen der Nettoinvestitionen der produktiven Sphäre einer Volkswirtschaft und der Periode der Maximierung des Konsumtionsfonds gibt.

B. Minc und W. Przelaskowski (1968)

Der handschriftliche Abschnitt in dem Ringbuch, das Susan Akrofi mir gegeben hat, ist aus einem gedruckten Buch abgeschrieben.

Erstmals erschienen sind die Sätze, die da stehen, in einer Zeitschrift, den *Mathematischen Annalen*, 112. Band, im Jahr 1935.

Damals waren bereits einige der bedeutendsten deutschen Mathematiker bedrohlichen Schikanen des Naziregimes ausgesetzt. Den armen Felix Hausdorff haben die Schweine schließlich zur Selbsttötung getrieben. Der Verfasser der Sätze auf dem karierten Papier aber hatte keine größeren Schwierigkeiten mit dem Regime, wenngleich er sehr wahrscheinlich nie »überzeugter Nazi« war.

Man kann ihm jedenfalls nichts dergleichen beweisen.

Ich muss bei der Wendung »jemandem was beweisen« immer an die alte, ständig besoffene Frau denken, die in den Neunzigerjahren eine Treppe aufwärts von mir in einem schiefen, aber schönen alten Bauernhaus in Lehen bei Freiburg gewohnt hat.

Es ist wichtig, wo die Menschen wohnen. Wer mit wem, wann, wie und wo lebt: Das macht uns zu nicht geringen Teilen aus. Ich denke deshalb, und sage das auch immer wieder klar, Jan, Laura und ich sollten dringend mit den Leuten reden, die mit dem Verschwundenen eine Dreier-WG geteilt haben. Wir sollten, indem wir sie befragen, herausfinden: Was wissen die, was Susan nicht weiß oder uns nicht sagt?

Die alte Frau in Freiburg, an die ich immer denken muss, wenn es heißt, jemand wolle jemand anderem irgendetwas beweisen, wusste damals ja auch viel von mir, ich wusste viel von ihr, wir wussten voneinander zeitweise mehr, als gesund für uns war.

Wir teilten uns das Haus, in dem wir wohnten, wie zwei aus der Gesellschaft Geschobene, weil sie da drin ihre vermutlich nicht gerade üppige Rente durchbrachte und ich fast zehn Jahre lang beim Schreiben herauszufinden versuchte, was ich mit meinem Leben noch anstellen sollte, nachdem das Studium so eindeutig nichts für mich gewesen war.

Die Frau achtete streng darauf, dass man die Scharade »Mülltrennung« mitspielte. Das war in Freiburg angeordnet worden von einer städtischen Ökoaufsicht, die in Wirklichkeit wohl wusste, dass nicht wenig von dem Müll, den die braven Freiburgerinnen und Freiburger weisungsgemäß trennten und bis heute trennen, am Ende doch wieder zusammengeschmissen und jedenfalls nicht halb so umweltschonend entsorgt werden würde, wie die einschlägigen Verordnungen suggerierten.

Die alte Frau, die manchmal nachts zu unfassbaren Zeiten im einzigen Stockwerk über mir mit ihren Katzen zu kegeln schien, gefiel sich, wenn sie nicht gerade polterte, sehr darin, meinen Müll draußen an der Scheunenuine zu inspizieren.

Falls er nicht ordentlich getrennt war, nahm sie meine vollen Tüten und zog sie mühsam über'n Hof bis zur Treppe, die unsere beiden Wohnungen verband. Am Fuß dieser Treppe schüttete sie mir den Dreck dann vor die Wohnungstür, damit ich ihn wieder einsammeln, dabei diesmal vorschriftsgemäß sortieren und endlich auf die richtigen Entsorgungsbehälter verteilen konnte.

Eines Tages hatte ich, privat in Schwierigkeiten und beruflich-ökonomisch von meiner nicht besonders stabilen freien Autorschaft zermürbt, diese Witze satt und schrie die Alte, als sie wieder einmal die Treppe heruntertorkelte und mit sadistischem Vergnügen mein Gewühle im von ihr verteilten Müll betrachtete, mit Worten an, die ungefähr die Ansicht zum Ausdruck brin-

gen sollten, dass mir überhaupt nie ein größeres Monster begegnet sei als sie.

Monster? Arschloch! Nazi!

Worauf sie in ihrem verwaschenen Dialekt die uneingeschränkt geniale Antwort gab: »Des müsse Sie mir erscht mol beweise!«

An mir vorbei stürzte sie, bevor ich etwas erwidern konnte, in Richtung Straße, wobei sie weder ging, wie nüchterne Menschen, noch zu Boden fiel. Sie verhielt sich eher wie ein Satellit, dessen Umlaufbahn darin besteht, dass er in jedem Augenblick gleichzeitig zur Erde stürzt und von ihr fort, also insgesamt im Kreis an ihr vorbei.

Das Haus ist inzwischen abgerissen.

Vom weiteren Verbleib der Frau weiß ich nichts.

Sehr wenig, das man sagen kann, ist überhaupt beweisbar.

(...)

55 | Sie hat sich hingelegt

Ohne Refaktorisieren zerfällt das Design eines Programms mit der Zeit. Wenn jemand den Code ändert – Änderungen, um kurzfristige Ziele zu erreichen, oder Änderungen ohne vollständiges Verständnis des Codedesigns –, büßt der Code seine Struktur ein. Es wird schwieriger, das Design zu erkennen, indem man den Code liest. Refaktorisieren ist so ähnlich wie Code aufräumen. Es wird daran gearbeitet, Dinge an die richtige Stelle zu rücken, die sich nicht dort befinden. Der Verlust der Struktur von Code hat eine kumulative Wirkung. Je schwieriger es ist, das Design des Codes zu verstehen, umso schwieriger ist es zu erhalten und umso schneller zerfällt es.

Martin Fowler (2005)

Die drei Menschen, die Susan Akrofi zusammengebracht hat, auf ihrer Suche nach dem Verschwundenen, sind seit dem ersten, von Susan vermittelten Treffen unter anderem damit beschäftigt, sich über Vergleiche und Rückgriffe aufs eigene Leben klarzumachen, wie das für Susan sein muss, dieser Fall, dieses Rätsel.

Jemand ist weg. Jemand verschwindet, und das passiert mitten im Leben, mitten im Sommer, mitten auf der Wiese voller Blumen und Pelzbienen und Glück, das passiert so plötzlich, dass man kaum zum Blinzeln kommt.

Die Lücke ist sichtbar: Es gibt, sagt Susan, die Dreier-WG nach wie vor, in der jener jetzt fehlende Mensch gewohnt hat. Da wohnen auch immer noch, genau wie vorher, drei Leute.

Aber es sind die falschen, sagt Susan.

Was soll das sagen? Wer waren die richtigen?

Sind Erinnerungen Spuren, sind sie Belege, Beweise, Bürgen?

Wir drei, die sechsendreißigjährige Laura Giarizzo, der einunddreißigjährige Jan Imhof und ich, mit meinen neunundvierzig Jahren, haben das natürlich auch schon erlebt, dass Menschen

nicht mehr da sind. Aber was uns passiert ist, lässt sich nicht mit Susans Verlust vergleichen.

Es gibt mehr als eine Sorte Verlusterfahrung.

Wir sind vier: Susan und ihre dreifaltige Unterstützung. Wir vier aber haben keine Logik bei der Hand, die alle uns bekannten Sorten Verlusterfahrung lückenlos aneinander anschließen könnte. Die Arbeit daran, sie zu vergleichen, ist dabei nötig und durchaus ein wenig so gedacht wie die Arbeit, von der die Sätze in Gerhard Gentzens Aufsatz handeln, die in dem Brunnen-Notizbuch stehen.

Jan sagt: »Es gibt von vielem mehr als eins. Es gibt ja sogar mehr als eine Geometrie, nicht nur die euklidische. Es gibt mehr als eine Art Raum, nicht nur den Hausdorff-Raum, in dem getrennte Punkte auch immer getrennte Umgebungen haben.«

Er hat recht.

Aber wie soll man Unterscheidungen ausarbeiten und handhaben, wenn Gefühle dazwischenquatschen?

Man bekommt zum Beispiel schnell schrecklich große Angst, wenn ein Mensch nicht mehr da ist, der das ganze bisherige eigene Leben begleitet hat. Jan erzählt Laura und mir, wie er seine Mutter verloren hat, vor fünf Jahren: »Sie hatte Lungenkrebs. Mein Vater hatte den auch gehabt, beides starke Raucher, er starb dann, als ich Anfang zwanzig war. Ich rauche selber übrigens nicht. Ich trink' zwar manchmal ein bisschen viel, aber Rauchen ... nein. Das ist keine bewusste Überlegung ... Ich ... fand das Rauchen nur nicht so aufregend wie meine Mitschülerinnen und Mitschüler, die schon erwachsen sein wollten mit vierzehn und dann dachten, Raucher sind erwachsen. Ich fand Rauchen immer eher spießig. Liegt an meinen Eltern, denke ich. Mein Vater ist zu Hause gestorben, von meiner Mutter gepflegt, und kurz danach kam bei ihr dann auch die Diagnose. Da war ich aber schon als Postdoc in Amerika und konnte selten heimkommen. Ich hatte ein sehr schlechtes Gewissen deswegen, aber was willst du machen? Es ging nur in Boston. Beziehungsweise, nachdem ich halt mit der

Homotopietypentheorie angefangen habe, wo hätte ich das machen sollen, wenn nicht in Amerika? Wojewodski war in Amerika, die ganzen besten Leute bei den univalent foundations waren ... obwohl ... na jedenfalls, da geht's um neue Grundlagen, oder eher: ein neues Dach für die ganze Mathematik, neue Arten von Beweisen, und zugleich ist es auf dem Computer implementierbar ... Wojewodski wollte ... ja, eine Verständigungsgrundlage für die Zusammenarbeit von Menschen und Maschinen beim Beweisen. Tja, also, tut mir wirklich leid, es gibt doch wohl nichts Aufregenderes weltweit im Moment, oder? Meine Mutter ... Ich bin dann an Weihnachten hin, weil meine Schwester diesmal nicht konnte, und mein Neffe war auf irgendeiner Schulfreizeit, sie wäre ganz allein gewesen ... Ich bin hin, und wir bereiten da also alles vor, an Heiligabend, schönes Essen, Musik, da sagt sie, gegen achtzehn Uhr, die Läden haben schon zu, oh, Milch, wir haben keine Milch, und ich: Na, dann gehe ich zur Tanke, die haben das, bei Esso. Und sie sagt, gut, und legt sich hin, im Wohnzimmer. Ich sehe sie noch, auf dieser alten, abgeschrabbelten Couch. Ich: schnell raus, komme zurück mit der Milch, da war sie tot. Hat sich zum Sterben hingelegt. Sie hat es, glaube ich, genau gewusst, und wollte mich einerseits in der Nähe haben und andererseits in dem Moment nicht dabei. Es klingt strange, ich weiß, aber es war so. Es teilt das Leben in zwei Hälften, wenn ein Mensch nicht mehr da ist, der das ganze bisherige eigene Leben begleitet hat.«

Ein paar Fragen an Dietmar Dath

Wer war Gerhard Gentzen?

Einer der Köpfe der Generation, die vor rund hundert Jahren unsere jetzige Welt erfunden hat. Unter anderem hat er das Rechnen gegen gefährliche Zweifel abgedichtet. Sein Leben war unglaublich, aber wahr.

In welcher Weise beeinflusst Gentzens Schaffen unsere Gegenwart?

Er hat die moderne Beweistheorie mitbegründet, also Methoden erfunden, wie man mathematische Sätze beweist. Und weil es eine tiefe, wunderschöne Beziehung zwischen einerseits konstruktiven Beweisen und andererseits Computerprogrammen gibt – sie sind sozusagen wie zwei Flügel eines Schmetterlings, die Sache heißt »Curry-Howard-Isomorphismus« – ist eine Beweistheorie auch eine Programmtheorie, soll heißen: eine Theorie der Algorithmen. In Gentzens Kalkülen stecken eine Logik, eine Mathematik, eine Philosophie und eine Ästhetik des Computerprogramms (und eine des Programmierens).

Warum brauchen wir heute einen Roman über ihn?

Ich bilde mir nicht ein, dass jemand mein Buch braucht. Ein Roman ist ja, gemessen am Nötigen, immer ein Luxusgegenstand. Heute kommt es aber doch, wenn man die Welt verstehen und sich mit anderen Menschen verständigen will, vor allem darauf an, das aktuell produktivste Hilfsmittel für beides, das wir haben, den Computer, nicht aus unserer Sprache (auch der literarischen) und unserer Vernunft entwischen zu lassen – wenn die Computer uns nicht mehr verstehen, wenn wir sie nicht mehr verstehen, dann werden Menschen bald die Welt und einander nicht mehr kapieren, denn die technische Entwicklung ist inzwischen derart beschleunigt, dass nicht nur den Menschen, sondern auch den Ma-

schinen schon schwindlig wird. Gegen diesen Schwindel helfen einige sehr junge, sehr vielversprechende Theorien, weil sie sowohl computertauglich wie sprachlich ausgefeilt als auch philosophisch durchdacht sind – und was Gentzen in seinem sehr kurzen Leben getan hat, war in vielem Vorarbeit für diese Theorien, zum Beispiel für die sogenannte »Typentheorie«, die in wichtigen Teilen von Gentzens »System des natürlichen Schließens« stammt. Im Pandemiewahnsinn haben viele Leute gelernt, wie schrecklich das ist, wenn die IT-Abteilung einer Firma (ob Verlag oder Fleischerei) nicht weiß oder begreift, was die nicht mit IT Beschäftigten dieser Firma eigentlich machen und wie. Umgekehrt erst recht. Dieser Zustand droht mehr und mehr der Gesamtgesellschaft. Was mein Buch erzählen will, ist nicht so sehr, WAS Leute wie Gentzen geleistet haben, damit so was nicht passiert und damit wir und unsere Geräte nicht »voneinander weg verblöden« (*to coin a phrase*), sondern WIE sie dachten und denken, um diesen Riesenschaden zu verhindern oder, wo er schon eingetreten ist, zu reparieren. Dabei gibt es Erfolge und Fehlschläge, Witze und Tragödien. Die stehen im Roman.

Wie überträgt man Geschichte in Handlung?

Handlung ist eine Illusion, die entsteht, wenn man Geschichte bildet, statt nur ihren Abdruck abnehmen zu wollen. Diese Illusion erlöst aus der Ohnmacht des Gedankens »es ist, wie es ist«. Der stimmt ja auch gar nicht. Es ändert sich eh immer alles. Indem wir abbilden, ändern wir (uns) mit. Ein Bild ist kein Effekt des Gegenstands, den es zeigt, sondern der Schauplatz eines erfundenen Gegenstands, der eine Möglichkeit zur Reaktion auf die Erfindung anbietet. Die lesende oder schauende Seele kann dann in ein Gespräch über Arten und Weisen einsteigen, den Gegenstand aufzufassen. Das Bild, das Gedicht, der Roman sind solche Arten und Weisen. Politische Urteile sind andere. Emotionale Erlebnisse (»die Heldin hat mir so leidgetan, da habe ich gemerkt, ich bin mit schuld, dass solchen Frauen solche Sachen passieren, ich hab

das auch schon gemacht, worunter die leidet«) sind wieder andere. Die beste heißt Neugier: Wenn Leute den Ideen und Bildern im Buch folgen, aus dem Buch raus (Richtung Google oder andere Bücher oder Forschung oder Politik oder ...), dann hat alles geklappt.

Warum braucht es mehr als eine Handlung, um diese Geschichte zu erzählen?

Es geht darum, einen Vorhang aus Missverständnissen und Vereinfachungen und Gedankenlosigkeiten zu entfernen, der vor der freien Sicht auf die Geschichte der menschlichen und der maschinellen Arbeit mit Daten hängt. Ich ziehe an mehreren Fäden gleichzeitig, um diesen Vorhang zu zerstören. Ich folge ihnen, indem ich sie rausziehe, und es stellt sich raus: Das sind Storys von Leuten. Liebesgeschichten, Fluchtgeschichten, Kampfgeschichten.

Und wer ist Dietmar, von dem dieser Roman auch handelt?

»Dietmar« ist der Name für meine eigenen paar Methoden, die Welt und die Menschen zu verstehen. Ein Name als Abkürzung, die sagt: Andere machen es anderswo anders, ich mache es hier so. Dadurch kann man mitvollziehen, wie ich zu meinen Behauptungen, Urteilen, meiner Liebe und meinem Hass im Buch komme. Weil das transparent ist, fällt es hoffentlich leichter, zu entscheiden: Will die Seele, die das liest, da zustimmen oder nicht? Nur teilweise? Bei welchen Teilen? Wie?

Wie sucht man nach jemandem, an den man sich nicht erinnern kann?

An den Schmerzen entlang, am Verlustgefühl entlang, so, wie man in einem dunklen Zimmer die Wand abtastet, um die Türe zu finden. Die schöne Seite dieser schlimmen Sache: Man findet nicht nur was über das Zimmer raus und über die Tür, sondern auch über die Hände, das Hirn und das Herz.

Wo soll Ihr Roman in der Buchhandlung stehen – und neben wem?

Als ich das erste Mal in der Zeitungsredaktion per Aufzug in das Stockwerk gefahren bin, wo Kultur und Wissenschaft wohnen, hat ein Kollege aus der Politikredaktion bei der Ankunft gescherzt: »Vierte Etage, Spielwarenabteilung.« Ich fühle mich wohl, wo Leute zum Spielen mit Neuem und Ausprobieren von Unbekanntem eingeladen werden. Da, wo das im Laden passiert, mag ich mein Buch gern wiederfinden.

Ebenso bei Matthes & Seitz Berlin erschienen:



Dietmar Dath
Niegeschichte

942 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-95757-785-6

Mit *Niegeschichte* liefert Dietmar Dath eine Einführung in sein liebstes Thema: Science Fiction. Seine kenntnisreiche Theoriegeschichte und persönliche Genre-Erkundung ist eine Einladung an alle, spekulative Literatur als hochrelevant für unsere Zukunft zu begreifen – gerade weil sie von dem erzählt, was so nie stattfinden wird.



Sibylle Berg, Dietmar Dath
Zahlen sind Waffen

100 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-95757-960-7

Pointiert, literarisch, scharfzüngig geben Sibylle Berg und Dietmar Dath Antworten in diesem explosiven Gespräch, infrage stellen sie dabei nicht nur die Dystopie als Begriff, der letztendlich nur davon zeugt, dass man nicht über die Zukunft nachdenken will, sondern auch die Gesellschaftsordnung. Wie in diesen Gesprächen die Gegenwart zerpfückt wird, regt nicht nur zum Denken an, es ermutigt auch zum Lachen, ein Dialog im besten Sinne, nach dessen Lektüre man sich am liebsten selber mit jemandem unterhalten will. Genau darüber.

Impressum

Erste Auflage Berlin 2021
Copyright © 2021
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Straße 7 | 10437 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Cover: Dirk Lebahn, Berlin
Foto: Hanke Wilsmann
Satz und Layout: Hermann Zanier, Berlin
Bestellnummer: 95648

www.matthes-seitz-berlin.de



**Ein Roman als Denkmodell:
formal innovativ und unglaublich
unterhaltsam!**

Dietmar Dath
Gentzen oder: Betrunken aufräumen
Kalkülroman

Erscheint am 26. August 2021
circa 500 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
€ 26,00 [D] / € 26,80 [A]

Auch als E-Book erhältlich
ISBN 978-3-7518-0035-8



WG 1 112

Über das Buch:

- Presseschwerpunkt
- Empfehlungs- und Schwerpunkttitel, Herbst 2021
- Plakat zum Buch, ProLit-Bestellnr.: 95,652
- Digitales Leseexemplar unter: vertrieb@matthes-seitz-berlin.de

In dieser literarischen Versuchsanordnung begeben sich die Protagonisten auf die Suche nach dem mathematischen Logiker Gerhard Gentzen. Gentzen zählte zu den Genialsten seines Fachs und beschäftigte sich mit der Frage nach der mathematischen Lösung von gesellschaftlichen Problemen. Die Suche nach vergessenen Menschen wird zur Suche nach der Grundlage unseres Lebens: der schier unendlich scheinenden Rechenleistungen der Computer. Kunstfertig und temporeich, humorvoll und immer wieder überraschend schreiben die vielen Erzählstränge selbst ein Programm.

Was zu erwarten ist:

- unterhaltsame Lektüre, die Logik und Mathematik zu einem Genuss werden lässt
- Dietmar Dath als literarische Figur und als Journalist der FAZ – selbstironisch, metafictional und voller Anspielungen
- die erzählte Geschichte des Computers macht uns die Gegenwart verständlicher

Lesungsanfragen über:

Luise Braunschweig
l.braunschweig@matthes-seitz-berlin.de